

Fragen an Attila Kovács

– schriftliches Interview von Klaus Honnef –

Klaus Honnef: Welchen künstlerischen Strömungen oder künstlerischen Persönlichkeiten – der näheren oder fernerer Vergangenheit – fühlen Sie sich in Ihrer Arbeit verpflichtet?

Attila Kovács: Es gibt einzelne Überlegungen bei Künstlern der Vergangenheit, die die ersten Ansätze zeigen zu Problemen, die mich beschäftigen, so z.B. die Telefonbilder 1923 von Moholy-Nagy.

K.H.: Können Sie dafür ein paar Gründe nennen?

A.K.: Zuerst das Problem der Kommunikation. Die Schwierigkeiten der Mitteilung, der Mitteilbarkeit, sind sehr vielfältig. Deswegen wird die Beschäftigung mit neuen Kommunikationsstrategien immer aktueller. Zur Zeit verständigen wir uns vor allem in einer qualitativ verbalen Sprache, die sehr missverständlich ist. Moholy-Nagy wollte dieses Problem ausschließen. Er wollte sich eindeutig verständigen, seine visuelle Information eindeutig mitteilen. Er hat eine Kodierungsart für statische Systeme in die visuelle Artikulation eingeführt. Ich bemühe mich seit 1964, eine Kodierung für eine subjekt-unabhängige Sprache für dynamisch prozessuale Systeme, für eine lineare Syntax zu konstruieren.

K.H.: Urteilt man nach dem bloßen Augenschein, dann hat Ihre Arbeit kein ausdrückliches Verhältnis zur äußeren Wirklichkeit. Mit anderen Worten: Es handelt sich nicht um eine getreue Darstellung der Realität. Verstehen Sie Ihre Arbeit dennoch als eine Form der Wirklichkeitsvergegenwärtigung / Wirklichkeitsinterpretation oder begreifen Sie Ihre Arbeit als eine formal abstrakte Untersuchung ohne darüber hinausgreifenden Bezug?

A.K.: Ich beschäftige mich nicht mit der Deutung der Wirklichkeit und meine Überlegungen und Arbeitsergebnisse sind nicht existenziell motiviert. Meine Arbeit ist formal methodisch, experimentell, technologisch orientiert. Ich analysiere die mediumspezifischen Gesetzmäßigkeiten und versuche, ihre Komponenten zu isolieren. Mich interessieren die Fakten, die ich gewinnen und mittels Variablen relativieren kann. Ich versuche die Daten so zu ordnen, so zu organisieren, dass ich mit ihrer Hilfe bestimmte visuelle Phänomene generieren, synthetisieren kann. Ich möchte mir die Zusammenhänge zwischen bestimmten Daten und bestimmten Phänomenen so weit bewusst machen, dass ich mir einzelne Phänomene auch in Datenkomplexen vorstellen kann. Für eine Problematik konzipiere ich ein Programm, manchmal auch mehrere Programme, Algorithmen. Das Ergebnis ist beliebig oft wiederholbar, an jedem Ort nachprüfbar. Mir kommt es auf die Wiederholbarkeit, auf die Nachprüfbarkeit an, auf die Mitteilbarkeit eines Ergebnisses, auf die Optimierung der Kommunikation, so dass viele Menschen die gleichen Ergebnisse erzeugen, wodurch gemeinsame Erfahrungen gemacht werden können.

K.H.: Die Ausstellung trägt den Titel „Serie – System – Methode“. Würden Sie kurz den Stellenwert der drei Begriffe innerhalb Ihrer Arbeit erläutern?

A.K.: Die Serie hat mich nie interessiert. Sie spielt in meinen Arbeiten gar keine Rolle. Ich habe nie serielle Kunst gemacht. Die strukturellen Grundlagen für meine Untersuchungen erarbeite ich systematisch, die dazugehörigen Begriffe suche ich zu präzisieren. In erster Linie interessiert mich die systematische Erweiterung der dynamischen Syntax.

Die Syntax ist ein System von Regeln, das die Bildung von Strukturen festlegt. Die Regeln sind 1. Formationsregeln (sie bestimmen, wie man Datenreihen erzeugen kann) und

2. Transformationsregeln (sie geben an, wie man eine Datenreihe in eine andere umformen kann).

Die Verbindung einer bestimmten Datenreihe, einer bestimmten syntaktischen Struktur mit einer bestimmten visuellen Materie (oder z. B. einer Lautfolge) nennt man Aktualisierung. Dies ergibt letztlich das wahrnehmbare Bild.

Die Aktualisierung kann sehr verschieden sein. Wie dies geschieht, ist die Frage der Methode und entscheidet über die visuelle Qualität.

Ich strebe höchstmögliche Präzision an. Mich interessieren Fakten, möglichst präzise Fakten. Ich möchte nicht, dass diese Fakten durch die Art der Mitteilung verändert werden.

Ich denke mir eine Linie, eine Linie ohne Störung, ohne fremde Beeinflussung, ich denke mir ein Quadrat, eines ohne Störung, ohne fremde Beeinflussung.

K.H.: Sie arbeiten nach streng rationalen Gesichtspunkten. Ähnlich verfahren die Naturwissenschaftler. Sehen Sie Ihre Arbeit in einer äquivalenten Funktion?

A.K.: Die Visualität ist ebenso Wissenschaft wie Kunst, denn wir können unsere visuelle Geschichte nur morphologisch oder syntaktisch analysieren und begreifen. Die Artikulationsformen der Kunst pendeln zwischen den singulären und systematischen Grenzfällen. Diese Wandlungen bedeuten keinen Fortschritt, sondern nur die Verlagerung der Subtilität.

Die Wissenschaft versucht, Zusammenhänge, Gesetzmäßigkeiten, Erkenntnisse in Begriffen, in mathematischen Modellen zu formulieren. Dies tut auch der Künstler, wenn er über sein Gebiet nachdenkt und Methoden entwickelt zur Formulierung seiner Erkenntnisse.

Fortschritt bedeutet in beiden Fällen die Präzisierung der Theorie, nicht aber die Verlagerung des Interessengebietes oder der Subtilität.

K.H.: Ihre Arbeit basiert nicht zuletzt auf einer rechnerischen / mathematischen Grundlage. Wäre es nicht sinnvoller (falls dies finanziell möglich wäre), wenn ein Computer Ihre Arbeit ausführen würde?

A.K.: Sinnvoller nicht, aber zeitsparender und teilweise spezieller. Ich würde es sehr begrüßen, wenn mir ein Computer zur Verfügung stünde. Ich könnte unvergleichlich mehr Programme aufstellen und sie auf ihre Brauchbarkeit durchforschen.

K.H.: Wie sehen Sie Ihre Stellung als Künstler in unserer Gesellschaft? Als Prophet, Interpret, Seher, Zukunftsplaner oder sozusagen wirkungsloser Spaßmacher? Oder als...?

A.K.: Auf diese Frage möchte ich nicht antworten.

Attila Kovács
Köln, Mai 1975